Deutsche Treue.

Von C. Zoeller-Lionheart.

(7. Fortsetzung.)

Wild stampfte er mit dem Fuß auf, und seine blutunterlaufenen Augen schossen Zornesblitze.

„Sprich!" fuhr er sie an.

Sie öffnete und schloß ein paarmal die Lippen. Kein Laut wollte sich anfangs aus der zusammengeschnürten Kehle ringen.

„Du kannst mich zertreten", stotterte sie mühsam — „zwingen in mir kannst du nichts!"

In ohnmächtigem Zorn schüttelte er die geballten Fäuste ihr nach, als sie mit königlicher Würde an ihm vorüberschritt, umleuchtet von der ganzen Majestät verletzter Frauenwürde.

„Er soll es büßen, er — er —" keuchte er, außer sich vor Wut.

An Körper und Geist gebrochen, sank Hedwig in ihrem Schlafzimmer auf einen Stuhl. Ihr Kopf fiel hinüber in halber Ohnmacht.

„Eine Versorgung! — Eine Versorgung!" murmelten wie geistesabwesend die zuckenden Lippen. Und wenn lachte sie schneidend auf in bitterer Selbstverhöhnung: „O du heiliger Geist uneigennütziger Liebe, gegen den ich gesündigt, wie bald, wie grausam rächst du dich! Lieber in Armut, in Arbeit sein Leben hinschleppen, aber frei, frei, ein freier Mensch!" schrie sie aus innerster Herzensnot und rang ihre Hände zum Himmel empor.

— — — — — — — — —

Halb Sofia war geladen, wenigsten alles, was zu den Spitzen der Gesellschaft gehörte. Ein Rosenfest, ein Begrüßungsabend für seine wiedergekehrte Nichte — die Leute behaupteten sogar, es sei seine Tochter — sollte im Landhaus des Fürsten Karsakoff gefeiert werden. Eine ganze Woche hindurch schon war von nichts anderem am Offizierstisch gesprochen worden, und selbst Fürst Alexander hatte seinen Günstling und Freund Paul lächelnd darauf aufmerksam gemacht, beizeiten seine Karte beim Gouverneur abzugeben, um den berühmten Zauberfesten in der Villa nicht fernbleiben zu müssen.

Dem freundlichen Wink war augenblicklicher Gehorsam gefolgt; aber weder den Fürsten noch seine Nichte und Mündel hatte Paul bei diesem Morgenbesuch zu Gesicht bekommen.

Desto häufiger war er mit Hedwig in den Morgenstunden bei Maltitz zusammengetroffen. Das leidvolle Gesichtchen der jungen Frau, diese großen rührenden Augen, die alles an Weh und geheimem Kummer ausplauderten, was dieser keusche Mund stolz verschwieg, waren ihm direkt zu Herzen gegangen. Alle Warnungen Stojanoffs warf er sorglos beiseite und umgab die unge Märtyrerin, die es wie ein Verklärungsschein hoheitsvoll getragenen Schmerzes umstrahlte, mit jenen zarten, ritterlichen, kleinen Aufmerksamkeiten, die von einem Eifersüchtigen sehr leicht für die Zwillingsschwester edlen Mitleids gehalten werden konnten.

Die beiden Maltitz neckten ihn mit seiner „hoffnungslosen Liebe"; sie scherzten so frei und offen darüber, weil ihr grundgutes Herz sehr wohl die schöne Selbstlosigkeit seines Handelns erriet, und er lächelte gutmütig dazu. Ihr feiner Fraueninstinkt warnte aber die kluge Nadine, etwas Aehnliches bei Hedwig zu riskieren. Sie ahnte, daß dort ein stiller Brand unter der Asche glimmte, den man durch keinen Hauch anfachen dürfe, ja geflissentlich überließ die Welterfahrene die beiden jungen Menschen niemals sich selbst. Sie fürchtete Westaps bekannten Leichtsinn, der ihn über die brüderliche Innigkeit fort zu größerer Wärme reißen und leicht zu einem unbedachten Ausdruck führen könne, der mißverstanden ward. Sie zitterte für die Aufrechterhaltung der künstlich bewahrten Ruhe, zu der der Rumele sich ersichtlich zwang.

Was sollte daraus werden, wenn der mit Explosionsstoff Ueberfüllte den leichtesten Anstoß erhielt? Stoiloff war nicht der Mann, der mit der Waffe in der Faust freimütig dem Gegner gegenüber getreten wäre. Hedwig, die den Verkehr mit den einzigen Freunden geradezu erzwungen und zur Bedingung ihres Bleibens unter dem ehelichen Dache nach jener Szene gemacht, konnte jetzt nicht mehr daran denken, von dannen zu gehen. Heilge Banden knüpften sie an das Haus dessen, von dem sie den Namen trug, und dem sie kalt und gleichgültig begegnete wie einem Fremden.

Leberkranker denn je sah sein galligrünes Gesicht aus. Die tiefliegenden Augen brannten wie Kohlen in den Höhlen. Mit versengender Leidenschaft flackerten sie in unbewachten Augenblicken zu der eisigkalten, holdseligen Frau, die wie ein Steinbild, bis ins innerste Mark ihn erkältend, Zorn und Zärtlichkeit, Haß und Liebe gleichmäßig über sich ergehen ließ. Für sein Haus hatte sie das Lächeln verlernt, und doch dürstete ihn wie den Verschmachtenden nach diesem sonnigen Lächeln kinderhaften Frohsinns, das ihn einst wie ein heller Lenztag angestrahlt.

Er hatte dieses Lächeln mit harter Hand gemordet, und durch nichts konnte er es zurückzwingen. Nur bei ihren deutschen Freunden huschte zuweilen ein schwacher Abglanz dieses erwärmenden Strahles noch über ihr blasses Gesichtchen und er ließ seine dringendsten Geschäfte oftmals unerledigt und stahl sich ihr nach in Maltitz' Haus, und hinter die Portiere versteckt, lauschte er dem musikalisch weichen Taubengegirr, diesem verschleierten, süßen Lachton, der ihm durch und durch ging; und eine Ahnung dämmerte dem Gequälten dann wohl auf, daß es etwas Besseres, Höheres noch als die brutale Leidenschaft sei, das ihn seinem Weibe sehnsuchtsvoll nachzog und ihn nach ihrem innersten Menschen schmachten ließ.

Zu spät! Zu spät! — Unwiderbringlich dahin!

Er folgte Hedwig eben, um sich mit den beiden Maltitz zum Sommerfest des Fürsten zu begeben.

Jener süßgirrende Laut schlug an sein eifersüchtiges Ohr, da er über den dicken, jeden Schall auffangenden Teppich durch das von Portieren nur abgetrennte Zimmer glitt. Der große Wandspiegel gab sein Bild in wenig schmeichelhafter Treue zurück. Sein erdfahles, verbissenes Gesicht sah nicht vorteilhaft über die weiße Krawatte und den tiefen Brustausschnitt des atlasglänzenden Hemdes und der weißen Weste fort. Die verkümmerte, schmalbrüstige Gestalt zeigte sich nicht zum besten in dem Frack von neuesten leganten Schnitt. Selbst der chapeaubas war zu ängstlich unter die Armhöhle geklemmt, um ihn als einen Mann der sicheren Gesellschaftsformen erscheinen zu lassen. „Parvenü", murmelte er zwischen den Zähnen in bitterer Selbstironie seinem Spiegelbilde zu und versuchte, den schlottrigen Gliedern mehr Haltung, dem Arm lässigere Grazie zu geben, ehe er die Portiere hob.

Die lustig lachenden Damen da drinnen bemerkten ihn gar nicht auf der Schwelle.

In sicherer, kecker Anmuth, ein übermütig tändelnder Knabe, lag Westap mit festgeschlossenen Augen mitten im Zimmer auf seinen beiden Knien, hielt beide Arme von sich gestreckt und in je einer Hand einen prachtvollen Rosenstrauß von dunkelroten und schneeweißen Rosen.

„Armor und Fortuna! — Die beiden unzuverlässigsten aller launenhaften Gottheiten sind blind, meine Damen! Ich reiche, wie Sie sehen, auch mit geschlossenen Augen Ihnen den Tribut meiner Verehrung dar und lasse den Zufall entscheiden, welcher von Ihnen das deutlich beredte Gesam zufällt. Stillgestanden! — nicht vom Platz!" kommandierte er mit lachendem Uebermut, als er ein leichtes Flattern und Rauschen um sich zu vernehmen glaubte.

Was vielleicht die Mehrzahl der Männer lächerlich gemacht, ein windmühlenartiges Schwenken der Arme, um die Sträuße durcheinanderzubringen, geschah mit so viel angeborener Grazie bei dem bildschönen Offizier, daß es seine schneidige Gestalt in der Galauniform zum Entzücken kleidete, und als er nun ganz wichtig ausrief: „Nicht mogeln, meine Damen, mein Ohr steht Wache, daß Sie keine Schwindeleien treiben!" brachen Nadine und Hedwig, die sich eben leise aneinander vorbeischieben wollten, in jenes herzerquickende, fröhliche Gelächter aus, das den grämlich mürrischen Mann an der Schwelle empfangen hatte.

„Paris hat gerichtet!" sprach Westap pathetisch und machte die Augen auf. Schnell auf die Füße springend, überreichte er gleich darauf mit einer eleganten Verbeugung je einer Dame das ihr zugesteckte Bukett.

Wollte er nicht sehen, wie blutrot, roter als ihre dunkelglühenden Rosen Hedwig geworden war, daß er eifrig den Staub, der gar nicht sichtbar war, von seinen Knien jetzt abklopfte, oder hatte er das gewitterfinstere Gesicht des Rumelen schon entdeckt und wünschte er, das heraufdräuende Unwetter zu beschwören? Plauderte er deshalb ganz sorglos hin: „Ich hatte zwei ganz gleiche Sträuße durch meinen Burschen beim Gärtner bestellen lassen. Ob der Mann das vergessen, oder nicht ausreichend Blumen von einer Art gehabt, das weiß ich nicht. Die Dinger da kamen viel zu spät, um den Schaden gutzumachen. Sehen Sie, Gnädigste, der Zufall führt uns oft am glücklichsten die Hand! Zu Ihrer einförmig weißen Toilette passen die roten Rosen besser als zu unserer Frau Chefin blassem Meergrün, oder ist es Wolkenfarbe? In der Belegenheit — ich benutze dieses Dichterwort recht frei, wie Sie hören — da zeigt sich erst der Meister."

Nein, er konnte den Fürchterlichen nicht gesehen haben, er hätte nicht wie ein mutwilliger Knabe, dem alles erlaubt ist, so unbefangen zu Hedwig hin bitten können! „Darf ich?" er griff nach ihrem Bukett dabei. „Sie sehen so fürchterlich blaß aus mit diesen Perlen im hellen Haar —"

„Ausgeblichen", scherzte Hedwig.

„Das ist Geschmacksache! Der eine liebt die sanfte Luna, der andere die strahlende Aurora". Er verbeugte sich gegen Nadine.

„Im Untergehen?" neckte sie. „Wie poetisch heute, Westap!"

„Sehen Sie, Gnädigste, ist's nicht ein entzückender Kontrast!" rief er lebhaft dazwischen, zog eine Rose behutsam aus Hedwigs Bukett und hielt sie an die hellen Wellen ihres Scheitels. „Geben Sie mal Nadeln her, gnädige Frau! Was für durchsichtig feine Ohren Frau Stoiloff hat!" rief er bewundernd dazwischen. „Wie seidenweich und silberglänzend das Haar ist; verbindlichsten Dank, Frau von Maltitz!"

Er nahm die dargereichten Haarnadeln entgegen, die eine zwischen die Lippen, mit der anderen versuchte er die wundervolle samtartige Rose an Frau Hedwigs Kopf zu befestigen.

Die Rose brach unter den ungewandten Fingern dicht am Kelche ab und fiel hinunter. „Wie schade!" bedauerte er. „Sie erlauben mir doch, die so geweihte Blume für mich zu annektieren, gnädige Frau?" — ohne eine Antwort abzuwarten, führte er, die Rose schnell aufhebend, dieselbe mit scherzender Galanterie an die Lippen und barg sie unter seiner Uniform.

„Ein geheimnisvoller Duft, der mich heut abend umschweben wird!" lachte er ganz sorglos heiter wie ein argloses Kind, während der Rumele, fast erstickend vor aufkochendem Zorn, die Portiere fallen ließ, weil er sich nicht zutraute, in ruhiger Beherrschung jetzt in den munteren Kreis zu treten.

Leise schlüpfte er an das Fenster zurück und preßte die heiße Stirn an die Scheiben. In ihm brannte die Hölle. Wie er sie ihm neidete, diese spielende, heitere Grazie, die sich alles im Sturm erobert, und alles erlaubt macht, diese kecke Sicherheit, mit der der übermütige Knabe nach dem Höchsten griff, er, der schwerfällige, häßliche Stoiloff, der ein freundschaftlich unbefangenes Verhältnis zwischen Weib und Mann bis dahin überhaupt nicht verstanden hatte! Das Weib stand zu tief bis vor wenigen Monaten unter ihm, um in ihm mehr als das Spielzeug eines müßigen Augenblicks zu sehen. Er glaubte daher an keine reinen Neigungen bei einem anderen seines Geschlechtes, er hielt diesen herzlichfreundlichen Verkehr nur für eine Etappe auf verbotene, sündige Wege hin, und er haßte, haßte Westap um so glühender, je weniger Anlaß dessen offenherzige Zutraulichkeit ihm zu offener Feindseligkeit gab.

Ihn, den er für den Störer seines Glückes hielt, vernichten, unschädlich machen, von hinnen treiben, wodurch es immer sei, das war sein brennendster Wunsch, Ziel und Zweck seines Lebens geworden.

Allmählich drückte er die aufrasende Wut nieder, um sich nicht lächerlich durch alberne Eifersucht vor den spottlustigen Offizieren und der nicht minder mokanten Nadine Maltitz zu machen. Sollte er sich auslachen lassen, daß er dem ritterlichen Deutschen für eine Galanterie zürnte, die er, der Gatte von wenig Monden, schon ganz und gar im Drang der Geschäfte vergessen?

Er zwang sich zu höflicher Haltung. Er wollte neben diesen beiden vollendeten Kavalieren, dem eben mit galantem Handkuß und prachtvollen Blumen die Damen begrüßenden Oberst und dem gewandten jüngeren Offizier, nicht wie der ungelenke Bär erscheinen, nicht Hedwigs klargefühlten Widerwillen durch rauhes Auftreten rechtfertigen. Er brachte sein finsteres Gesicht zu einem erkünstelten Lächeln, als er mit kräftigem Handschütteln von den beiden Herren nun bewillkommnet wurde, die ihn Hedwigs wegen durch ihr joviales Entgegenkommen gern gewinnen wollten.

Die höfliche Komödie dauerte fort, bis man in dem bereitstehenden Wagen Platz nahm, und auch da trug man dem seltsamen Charakter des Rumelen noch jede Rücksicht.

„Ich denke, Herr Stoiloff bildet den Ritter unserer Damen, Westap und ich fahren voraus und nehmen euch in Empfang", entschied Oberst Maltitz das unschlüssige Zaudern vor den beiden Wagen.

Nadine versuchte, den schroffen Advokaten mit ihrer anmutig-scherzenden Art aus seiner ungelenken Reserve herauszudrängen, während Hedwig blaß und still in die Wagenkissen zurückgelehnt blieb auf der kurzen Fahrt hinaus zu der prachtvollen Villa des Fürsten Karsakoff.

(Fortsetzung folgt.)

— Eine Kritik. Junger Dichter: „Nun, Herr Doktor, wie haben Sie mein neues Manuskript gefunden?"

Redakteur: „O, Tinte und Papier lassen gar nichts zu wünschen übrig!"

Wohnstube und Schule.

Ein gar schönes, wahres und beherzigenswertes Wort richtet der große Kinderfreund und Pädagoge Heinrich Pestalozzi an die Eltern. Er sagt:

Man darf von der Schule nie erwarten, daß sie das Ganze der menschlichen Erziehung umfassen, daß sie für Vater und Mutter, für Wohnstube und Hausleben zur Herzens-, Geistes- und Berufsbildung leisten, was dafür geleistet werden soll. Ersatz der häuslichen Erziehung können die Schulen auch nie werden; als Zugabe und Lückenbüßer derselben können sie der Welt dienen. Ihr höchstes Ziel kann nur dahin gehen, die Bildungsmittel der Ueberlegung, der Liebe und der Berufskraft, die im häuslichen Leben schon da sind, zu stärken, zu vervollkommnen, neue zu ihnen hinzuzusetzen und diese neuen mit denen, die vorher schon da waren, in die innigste Verbindung zu bringen. Wo das ist, wo die Schulen das wirken, wenn ihre einzelnen Mittel auch noch so unvollkommen dastehen, wenn sie nur untereinander und mit dem Fundament, auf dem sie wesentlich ruhen sollen, mit dem häuslichen Leben, in Uebereinstimmung dastehen und gleichsam nichts anderes, als eine wohlgeordnete und gut berechnete Fortsetzung, Erweiterung, Berichtigung und Vervollkommung der Kräfte und Fertigkeiten, die sich im Heiligtum dieses Lebens immer entwickeln, sind, da verdienen sie wahrlich den Dank und das Vertrauen jedes guten Vaters und jeder guten Mutter.

* * *

Das, was Eltern die Kinder lehren können, ist und bleibt immer die Hauptsache fürs menschliche Leben, und das versäumen die Eltern den Kindern in der Wohnstube zu geben und bauen auf Wörter, die ihnen ein Schulmeister vorsagt, die zwar wohl recht und gut sind und viel Schönes und Braves bedeuten, aber immer doch nur Wörter sind und aus einem fremden Mund kommen und den Kindern nie so anpassen, wie ein Vater- und Mutterwort.

Krümel.

Man braucht gar nicht besonders feine Nerven zu besitzen, um es als etwas Peinvolles zu empfinden, wenn der Fuß auf Krümel tritt. Das knisternde, knirschende Geräusch unter der Sohle teilt sich leise schreckhaft dem ganzen Körper mit und löst Unbehagen aus. Verstreuter Zucker, Salz, Brot- und Kuchenkrümel, oder gar schlüpfrige Reste von Kartoffeln, Obst, Fleisch usw. erwecken, sobald man auf sie tritt, Widerwillen, der sich bis zum Ekel steigern kann. Fast so, als ob wir draußen in freier Natur unversehens auf eine Schnecke im Gehäuse treten.

Besonders feinfühlige Menschen, Kinder, die keinen Samt und kein Kratzen auf Schiefertafel und Teller vertragen, leiden natürlich mehr als der Durchschnittsmensch unter der Plage der Krümel. Eine Annehmlichkeit sind sie aber für niemand.

Und doch wären sie bei einiger Sorgsamkeit, wenigstens auf dem Boden, zu vermeiden. Warum bricht man sein Brötchen nicht über dem Teller, oder schneidet das Brot so, daß die Krümel auf, statt neben den Tisch fallen? Dort oben lassen sie sich später durch geeignete Krümelschippen leicht unschädlich machen. Warum geht man, Cakes knabbernd, im Zimmer umher? Woher kommt es, daß am Platz des Hausherrn stets die meisten Krümel den Boden zu zieren pflegen? In einer mir bekannten Familie muß nach jeder Mahlzeit um den Eßtisch herum extra ausgefegt werden, weil „Vater" so ausgiebig krümelt. Essen vielleicht Herren weniger sorgsam, oder ist es der mangelnde „Schoß", der die eigenwilligen kleinen Gebäcksplitter zwischen den Beinen hindurch zu Boden gleiten läßt, während sie bei der Frau durch die Kleidung aufgehalten werden können?

Auch im Krankenzimmer können Krümel direkt zur Plage werden, z. B. wenn sie ins Bett gefallen sind und sich unter den Körper des Leidenden schieben. Oder auch, wenn sie auf den Dielen verstreut jegliches Bemühen, recht leise und unhörbar zu gehen, durch ihr Knirschen tückisch zunichtemachen. Um beides zu vermeiden, ist dort also ganz besondere Achtsamkeit geboten.

Also Kampf den Krümeln! Oder richtiger, vorsichtige Abwehr ihrer Uebergriffe! Denn ausrotten können wir sie ja leider nicht, wohl aber verhindern, daß sie auf den Boden fallen und so unter den schreitenden Fuß geraten.

— Erweiß Bescheid. Schwiegersohn: „Die Schwiegermutterwitze sind meistens von solchen Leuten, die nicht verheiratet sind."

Schwiegermutter: „So? Womit wollen Sie denn diese Ihre Ansicht begründen?"

Schwiegersohn: „Mit meiner eigenen Erfahrung; wer eine Schwiegermutter hat, mit dessen Witz ist es aus."

Gewöhnt.

Gewöhnt! Ich bin es gewöhnt! In allen möglichen Lagen und Tonarten kann man diesen Ausspruch hören. Am häufigsten und liebsten jedoch wird er in Anwendung gebracht bei Lieblosig- und Rücksichtslosigkeiten Andern gegenüber und kann man diese Worte gewissermaßen als Entschuldigung und Weißwaschung in gewissen Fällen auffassen.

Ich bin es gewöhnt, daß ich es so und so habe, also hat sich meine Umgebung danach zu richten, daß sie mich in meinem Behagen und meinen Neigungen nicht stört. Wie es die Andern gewöhnt sind, darnach glaubt der Betreffende nicht fragen zu müssen; ihm behagt es höchstens, wenn Andere es schlechter haben, als er selbst. Dann — ja dann kann freilich auch der bemerkenswerte Fall eintreten, daß es heißt: Er ist es gewöhnt. Dann gilt es aber weniger, einen seiner Mitmenschen zu berücksichtigen, als vielmehr allfällig aufsteigende wärmere Gefühle zurückzudrängen, und die eigene Kälte und Engherzigkeit zu entschuldigen, und vielleicht auch ein wenig das Gewissen zu beruhigen. Diese Härte, oder gelinde gesagt, Gedankenlosigkeit zeigt sich zwar bei Hoch und Niedrig heimisch; in jeder Schicht hat der Schwächere, resp. Nachgiebigere darunter zu leiden; am häufigsten jedoch tritt Gesagtes Notleidenden gegenüber zu Tage.

Fast könnte man meinen, viele möchten mit diesem „Gewöhnt" am liebsten jedes Mitgefühl im Keime zu ersticken suchen und sich zugleich einbilden, daß der vom Schicksal Verfolgte, eben um des vielen Leidens willen, diese nicht mehr empfinde. Wie unsagbar lieblos aber sich dieser Ausspruch für einen fühlenden Menschen anhört, wird im Gedanken an das eigene Wohlergehen nicht gedacht.

Wie hart uns Menschen oft aber dies Wohlergehen macht, beweist, daß wir an den Leiden unserer Nebenmenschen so häufig kalt und gleichgültig vorübergehen können, und uns selbst mit diesem gedankenlosen „Gewöhnt" gleichsam entschuldigen. Dabei kommt uns nicht in den Sinn, daß die Kranken und Bedürftigen sich ebenfalls an das Bessergehen gewöhnen könnten. Nicht selten sind letztere eher ein Gegenstand der Geringschätzung als des Erbarmens, weil wir zu sehr geneigt sind, den Menschen um der bloßen Armut willen gering einzuschätzen. Selbst beim Wohltun verfallen wir leider häufig in den Fehler, daß wir zu wenig Unterschied machen, indem der verschämte Arme auf die gleiche Stufe gestellt wird mit demjenigen, der eine gewisse Dreistigkeit an den Tag legt und das Almosen als etwas Selbstverständliches hinnimmt. Möge aber niemand vergessen, der im Falle ist, seinen Nebenmenschen Hilfe zu spenden, daß für Letztere das Almosenempfangen kein Vergnügen ist und niemals seinen bitteren Stempel verlieren wird, besonders, wenn er vielleicht schon bessere Tage gesehen. Es ist auch noch lange nicht gesagt, daß mit dem Mangel auch das Ehrgefühl zu kurz kommen muß, nur weil der Betreffende das Unglück hatte, in Not zu geraten. Zudem ist zwischen verschuldeter und unverschuldeter Armut ein großer Unterschied und somit das „Gewöhnt" ganz falsch angebracht. Auch sollte man nie vergessen, daß es nicht nur auf die Gabe allein ankommt, sondern auch auf die Form, in der diese verabreicht wird. Durch ein teilnehmendes Wort oder einen warmen, verständnisinnigen Blick ist schon mancher Bedrückte ebenso aufgerichtet worden und dafür dankbar gewesen, wie für die Gabe selbst.

Wie können wir Menschen uns oft beim Anhören einer edlen Tat gerührt und ergriffen zeigen und dabei selbst in Gesellschaft für die leidende Menschheit das Wort ergreifen; und welche Engherzigkeit können wir hervorkehren, wenn an unsere persönliche Großmut appeliert wird.

Wie viel mehr Segen könnte überhaupt von uns ausgehen, wenn wir hie und da ein Stündchen Selbsteinkehr halten und uns im Geiste in die Lage der Bedrängten versetzen würden. Vielleicht würde sich dann das Herz ein wenig mehr weiten, für unsere Mitmenschen und die Selbstsucht dem Verantwortlichkeitsgefühl Platz machen.

Schönheitspflästerchen zu Kriegszwecken.

Eine seltsame Verwendung von Schönheitspflästerchen kam im siebenjährigen Kriege vor. Die Marquise von Pompadour, welche hauptsächlich den Anschluß Ludwig XV. an Oesterreich herbeigeführt hatte, arbeitete — als sie mit dem Verlauf des Krieges nicht zufrieden war — selbst Schlachtpläne aus, und sandte sie in das Hauptquartier der Verbündeten. Dabei bezeichnete sie die Aufstellung der verschiedenen Armeen mit Hilfe von den damals allgemein üblichen Schönheitspflästerchen in mehreren Farben. Aber auch ihre „mit Schönheit gepflasterten Pläne" — wie man im preußischen Heere spottete — konnten die Verbündeten vor Roßbach und Leuthen und den anderen Niederlagen durch den alten Fritz nicht bewahren.

Eine effektvolle Kombination von zwei Spitzen. Chantilly- und Macrime-Spitzen sind in dem hier abgebildeten Kostüm auf geschmackvolle Weise vereint. Die Spitzen-Draperie kreuzt nicht die Schulter, ist vielmehr gerade unter der Schulterlinie vorne und hinten unter mit Steinen besetzten Knöpfen befestigt, welche mit dem großen Cabochon-Ornament vorne am Gürtel harmonieren. In der Taille ist die weiße Spitze über der schwarzen angewandt. Aber am Rock befindet sich die schwarze Spitze auf einer Seite, während die weiße, welche die erstere oben kreuzt, auf der anderen Seite herunter hängt. Im Rücken kommen die beiden Spitzen an der Taillenlinie zusammen und bilden eine graziöse geknüpfte Schleife.

Die Sitte, bei Schlachtplänen und Kriegskarten die Stellung der feindlichen Armeen durch verschiedenfarbige Plättchen zu markieren, verbreitete sich allgemein und erhielt sich bis auf unsere Tage.

Für die Küche.

Hammelrücken mit Rotwein und Kräutern. Ein recht zarter Hammelrücken wird von Haut und Fett befreit und mit Salz, Pfeffer und einigen feingestoßenen Wacholderbeeren eingerieben. Dann legt man ihn für 36 bis 48 Stunden in eine Beize von sehr mildem Essig und leichtem Rotwein nebst 2—3 Stielchen Majoran, Salbei und Basilikum. Das Fleisch wird jeden Tag zweimal gewendet. Vor dem Braten wird der Rücken gut abgetrocknet, in steigende Butter gelegt und im Ofen bei mäßiger Hitze langsam unter fleißigem Begießen gar gebraten. Hin und wieder füllt man einen Löffel von der durch ein Sieb gegossenen Beize dazu, aber nicht zu viel, damit die Sauce eben nur fein pikant im Geschmack wird. Man kann sie nach Bedarf mit etwas in Wasser verquirltem Kartoffelmehl seimig kochen und muß sie gut abschmecken.

Griesstrudel. Ein Strudelteig, der ohne Fett vorbereitet wird, wird wie folgt bestrichen: 3 Eier, 1-3 Quart Rahm, 1-3 Quart Gries, nußgroß Butter, einen Eßlöffel Milch, dann zusammengerollt und mit dem mehligen Kochlöffelstiel in fingerlange Polsterchen geteilt, mit dem Messer abgeschnitten, in Salzwasser 8—10 Minuten gekocht; mit in Butter gerösteten Bröseln ganz servieren.

Rhabarberkuchen. Von 7 Unzen Mehl, 5 Unzen Butter, 2 Unzen Zucker, einem Ei, der geriebenen Schale einer halben Zitrone und einer Messerspitze voll Zimmt arbeite man einen feinen Teig und stelle ihn kalt. Rhabarberstiele werden geschält, gewaschen, in Stückchen geschnitten, in eine Schüssel getan und gut gezuckert; dann läßt man sie etwas anziehen. Der Teig wird ausgewellt, in die Springform gegeben, die Rhabarberstückchen darauf verteilt und gebacken. Ist der Kuchen kalt, gießt man nachstehenden Guß darüber und läßt ihn in der Röhre nochmals gelb werden. Guß: Von 4 Eiweiß schlägt man festen Schnee und gibt 2 Unzen Zucker und etwas gestoßene Vanille dazu.

Schinkenbeefsteaks. Die Reste eines rohen Schinkens, oder die sich zum Aufschnitt nicht gut eignenden Stücke werden, nachdem man die Schwarte und härtlichen Ränder abgeschnitten hat, einen Tag in Milch geweicht, dann gut abgewaschen, fein gehackt und mit Pfeffer gewürzt. Nach etwa zugebendem Salz muß sorgfältig abgeschmeckt werden. Dann vermischt man eine halbe geweichte und wieder ausgedrückte Semmel, ein Ei und geriebene Semmel mit dem Schinkengebäck, formt flache Beefsteaks davon, wendet sie in Ei und geriebener Semmel, gibt sie in die Stielpfanne in gelb gemachte Butter und läßt sie auf gelindem Feuer auf beiden Seiten hellbraun backen.

Salzgurken, die durch langes Liegen in den Einmachtöpfen weich wurden, werden wieder hart und fest, wenn man der Lake etwas doppelkohlensaures Natron beigefügt.

Speisezettel für Fettsüchtige. Frühstück: 1 Tasse schwarzen Tees ohne Zucker oder Milch und 2 Unzen Zucker oder Milch und 2 Unzen gebutterten Zwiebacks. Mittags: Fleischbrühe, 4—6 Unzen gekochtes oder gebratenes fettes Beefsteak mit nicht zu dicker Sauce, frische Gemüse in mäßiger Menge und als Nachtisch Salat und frisches oder getrocknetes Obst. Außerdem ist ein wenig leichter Wein und eine Tasse schwarzen Tees ohne Zucker oder Milch erlaubt. Abends: 1 Tasse schwarzen Tees ohne Zucker oder Milch, ein weichgekochtes Ei, ein wenig Fleisch, Schinken oder kaltes, fettes Fleisch, 1 Unze gebutterten Brotes oder Zwieback und frisches Obst.

Tomatenfleisch. 1½ Pfd. mageres Schweinefleisch schneidet man in fingerbreite, halbfingerlange Streifen, die man in Mehl wendet und in einer feuerfesten Kasserolle, in der man das Fleisch zu Tisch bringen kann, nebst einer großen gehackten Zwiebel in 4 Unzen Butter oder Fett von allen Seiten anbrät. Dann gibt man ½ Quart schönen Tomatenbrei, sowie 6 Unzen vorher abgebrühten Reis zu dem Fleisch und so viel kochendes Wasser hinzu, daß das Gericht genügend Flüssigkeit hat, um weich dünsten zu können. Man schmeckt das Tomatenfleisch vor dem Anrichten sorgfältig mit Pfeffer und Salz ab.

Spanisch Fricco. Rindfleisch aus der Kluft, das gut abgelegen sein muß, klopft man, schneidet es in große Würfel und bestreut es mit Pfeffer und Salz. Auf 2 Pfund Rindfleisch rechnet man 4 Pfund geschälte Kartoffeln, die man nebst drei Zwiebeln in Scheiben schneidet. Eine Puddingform wird dick mit Butter ausgestrichen und schichtweise mit Fleisch, Kartoffeln und Zwiebeln gefüllt. Obenauf legt man kleine Butterstücke, gießt eine Tasse braune Sauce (Bratensaftreste sind gut zu verwenden) darüber und kocht die Form offen, nur mit einem Butterpapier bedeckt, 1½ Stunden im Wassersiebe. Man stürzt das Gericht beim Anrichten behutsam.

— Gutmütig. Frau (vorwurfsvoll): „Gestern abend hattest Du wieder einen Schwips, Alfred! Du trinkst in letzter Zeit überhaupt ziemlich viel!"

Arzt: „Sei nicht bös, Liebchen; ich tu's, um meinen Stammwirt, den armen Kerl, einigermaßen schadlos zu halten . . . einem seiner besten Gäste habe ich nämlich das Bier verbieten müssen!"

Schwerkranke Frau: „Na, ich freue mich nur auf meinen Mann, wenn ich in's Jenseits komme. Der wird jetzt endlich aufhören „selig" zu sein!"